

Das wird aber nur möglich sein, wenn ein klares positives Bildungsprogramm entwickelt und mit Zähigkeit allen Widerständen zum Trotz in die Wirklichkeit übersetzt wird.

Die Bildungspolitik steht an einem Wendepunkt. Die Not zwingt, energisch das Steuer der Entwicklung herumzuwerfen. Unser Volk kann sich keinen Luxus, aber auch kein langes Experimentieren leisten. Die sachlichen Notwendigkeiten echter Bildungssubstanz heischen gebieterisch Erfüllung. Wieviel für echten Fortschritt wäre nicht schon erreicht, wenn alle Bildungspolitiker zu einer sachlichen Einstellung gelangten, in der die Idee der echten Bildung wieder Maßstab für alle Entscheidungen wird! Dann wird eine gründliche Scheidung des Weizens von der Spreu möglich sein, und dann wird sich zeigen, daß man mit viel geringerem Aufwand an Geld unserem Volke eine bedeutend bessere Bildung zu schaffen vermag als bislang.

Jugenderinnerungen

Von Erich Wasmann S. J.

(† 27. Februar 1931).

Otto Pfülf hat im 53. Bande (1897) der „Stimmen aus Maria-Laach“ unter dem Titel „Friedrich Wasmann als Künstler und Konvertit“ ein ebenso wahres wie schönes und pietätvolles Porträt meines seligen Vaters entworfen. Aber manches, was gleichsam zu den individuellen Zügen eines ganz naturgetreuen Bildnisses gehört, und was mein Vater in seiner Autobiographie teils aus Bescheidenheit verschwiegen, teils überhaupt erst später erlebt hat, ist noch zu ergänzen. Und das sind gerade die menschlichen Züge seiner Künstlernatur.

Nicht sein Sohn, sondern ein Fremder, der norwegische Maler Bernt Grønvold, war es, der 1896 meinen Vater, zehn Jahre nach seinem Tode, durch die Herausgabe seiner Autobiographie¹ vor der Welt zu Ehren brachte. Das mag vielleicht manchem als Mangel an kindlicher Pietät meinerseits erscheinen. Aber ich wäre dazu gar nicht imstande gewesen. Als ich, bereits mit 16 Jahren (1875), in die Gesellschaft Jesu eintrat, besaß ich überhaupt noch nicht die geistige Reife, um das Leben meines Vaters zu verstehen, geschweige denn, um es künstlerisch zu würdigen. Später wurde ich im Orden ein „Ameisenpater“, dem das Gebiet der Kunst ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Mit dem Verständnis des Lebens meines Vaters steht es allerdings jetzt etwas besser als vor 37 Jahren, obwohl ich von 1875 bis zu seinem Tode (10. Mai 1886) nur noch in brieflichem Verkehr mit ihm blieb. Was ich an meinem guten, edlen Vater gehabt hatte, begriff ich erst recht, als ich ihn durch den Tod verlor.

¹ Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grønvold. 4^o (VII u. 188). Mit Abbildungen u. 28 Tafeln. München 1896, F. Bruckmann. — Eine neue Ausgabe ist 1915 im Inselverlag zu Leipzig erschienen. 8^o (214) Mit 107 Lichtdrucktafeln. — Was jetzt hier als Jugenderinnerungen veröffentlicht wird, hat P. Erich Wasmann 1912 in Valkenburg (Holland) geschrieben.

Mensch und Künstler in meinem Vater bildeten zwar eine „Doppelnatur“ wie Jesuit und Zoologe in seinem Sohn (nach dessen Berliner Opponenten Professor Plate). Trotzdem kann man den einen nur aus dem andern ganz verstehen, weil beide durch Personalunion verbunden sind. Und da taucht manches Bild aus meiner Jugend wieder vor meinen geistigen Augen auf, manches lebende und manches gemalte Bild. Die Leser werden es mir verzeihen, wenn ich als Laie in der edlen Malerkunst ihnen nur einige Jugenderinnerungen an meinen Vater hier geistig ausmale. Das wird auch zum besseren Verständnis des „Künstlers“ Friedrich Wasmann dienen. Allerdings haben Jugenderinnerungen ja immer einen stark persönlichen Einschlag. Das liebe oder unliebe „Ich“ läßt sich unmöglich ausschalten. Aber das persönliche Element, das ihnen dadurch anhaftet, birgt anderseits auch Vorteile, die Vorzüge der alten, naturgetreuen „Miniaturmalerei“ und der neuen, ebenso naturgetreuen biologischen Charakterschilderungen. Dafür, daß der „böse Erich“ dabei nicht zu gut fortkommt, ist schon durch die Tatsachen selber gesorgt.

Mein Vater war eine weiche Künstlernatur. Aber auch mit allen Schwächen der für das sinnlich Schöne so empfänglichen Künstlerseele. Jene herbe Zähigkeit des Charakters, die als „Wasmannscher Eigensinn“ so eine Art Familientradition bei uns sein soll, war bei ihm unter der weichen Schale fast ganz latent geblieben. Je mehr in der zweiten Hälfte seines Lebens, die im wesentlichen ein Leidensleben war, seine Künstlernatur sich übernatürlich veredelte, desto mehr streifte sie auch die natürlichen Schwächen ab. Und sie blieb dabei noch immer natürlich schön, ja sie wurde immer schöner. Denn die Gnade zerkratzt nicht das Antlitz der Natur. Sie vergeistigt es nur in allen seinen natürlichen Zügen. Die strenge — manchen modernen Menschen vielleicht zu streng erscheinende — Lebensführung und Lebensauffassung meines Vaters, die er an erster Stelle auf sich selber anwandte, war nur eine psychologisch ganz selbstverständliche Reaktion gegen das ehemalige jugendliche Übersäumen seines Sinnenlebens. Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand er meist sehr früh auf, besonders im Sommer, wo er sich wohler fühlte. Er betete viel und ging häufig zu den Sakramenten, am liebsten in der kleinen Kapuzinerkirche². Die lateinischen priesterlichen Tagzeiten des Breviarium Romanum betete er täglich als Erholung von schwerer Arbeit. Abends wurde dann von der ganzen Familie, die Dienstboten mit eingeschlossen, der Rosenkranz gebetet. Früher betete der Vater oder die Mutter vor, später manchmal eines der beiden ältesten Kinder. Es war ein echt religiöses Familienleben und zugleich auch ein recht gemütliches. Zwischen den Eltern herrschte niemals ein Mißton. Die Mutter Emilie, die jüngste Tochter Erich Krämers, des evangelischen Predigers und ersten Direktors der Realschule des Johanneums in Hamburg, war 17 Jahre jünger als der Vater. Eine feingebildete, liebevolle, aber energische Frau, unsere kluge, liebe, aber auch strenge Mutter. In der praktischen Seite der Pädagogik fiel ihrer Hand gewöhnlich die Exekutive bei allen Strafverfahren zu; denn

² In Meran, wo der Künstler seit 1846 bis zu seinem Tode lebte.

der Vater hatte ein zu weiches Herz, um uns wehe zu tun. Zur Familie gehörte auch die gute Großmutter Mary, die ich unten noch schildern werde, und die Dienstboten. In ihrer Auswahl sah mein Vater stets an erster Stelle auf sittliche Fehlerlosigkeit, zumal wegen ihres Einflusses auf die Kinder. Ebenso streng sittliches Verhalten forderte er auch von den Kurgästen, die in einem außerhalb der „Klausur“ liegenden Zimmer unserer späteren Wohnung in der Klostergasse aufgenommen wurden. Als einer sich zu große Vertraulichkeiten gegenüber unserer jungen Köchin Marianne, einer bildhübschen Tirolerin, herausgenommen hatte, saß er noch desselben Tages auf der Straße. In Puncto Puncti verstand mein Vater noch weniger Spaß als meine Mutter, die doch sonst energisch war. Da war er unerbittlich streng. Und er hatte recht, zumal es sich um das Wohl der Kinder handelte.

Der Winter war meist eine fast unausgesetzte Krankheitsperiode für ihn, wenigstens seit dem Beginn der sechziger Jahre, wo ich zum Gebrauch meines Ameisenverständes gelangte. Trotz des milden Klimas von Meran litt mein Vater an schwerem Bronchialasthma und hustete und stöhnte oft ganze Nächte hindurch. Aber obwohl mein Schlafzimmer von meinem sechzehnten Jahre an neben dem seinigen lag, habe ich immer nur Laute, niemals Worte der Klage über seine Lippen kommen hören. Er litt mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, die mir imponiert haben würde, wenn ich sie nur verstanden hätte. Bei seinem schweren Leiden war er immer noch beschäftigt auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Dr. Franz Innerhofer sagt von ihm mit Recht: „Langjähriges Leiden vermochte seine Arbeitslust wohl etwas zu hemmen, aber nicht zu unterdrücken, und so war er tätig bis wenige Tage vor seinem Tode. Selbst als achtzigjähriger Mann hatte er immer noch Schaffensdrang und Begeisterung für die hehre Kunst, für die er gelebt und gelitten.“

Trotz seines musterhaft frommen Lebens hatte er große Furcht vor der Todesstunde. Wohl in Erinnerung mancher Jugendverirrungen, die er nicht vergessen konnte, auch nachdem Gottes Barmherzigkeit sie ihm längst verziehen hatte. Aber der Tod wurde ihm leichter als er geahnt. Er starb an Herzschwäche, ohne den leisesten Todeskampf, am Morgen des 10. Mai 1886. Meine Mutter, die ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte, wollte ihm beim Aufstehen helfen, wie gewöhnlich. Während sie ihm die Strümpfe anzog, verschied er sanft, ohne daß sie es bemerkte. Einige Tage vorher hatte er noch gebeichtet und die heilige Kommunion empfangen. Seinem letzten Willen gemäß wurde er als Mitglied des Dritten Ordens des hl. Franziskus im Franziskanerhabit aufgebahrt. Da fehlte auch die braune Farbe nicht. Das war der letzte Pinselstrich an dem Gemälde seines Lebens, des Lebens des „Kunstmalers“ Friedrich Wasmann. Sein eigenes Leben wurde so gleichsam ein Gegenstück zu dem schönen Altarbild für den Dritten Orden des hl. Franziskus, das er 1867 für die Kapuzinerkirche in Meran gemalt hatte, und das nach seinem wie nach Overbecks Urteil zu den besten seiner kirchlichen Kunstwerke gehört.

Daß mein Vater katholisch war, römisch-katholisch vom Kopf bis zur Zehe, hätte ich fast vergessen. Aber das sieht ihm ja jeder an. Denn das

war so eigentlich der selbstverständliche Grundton seines Lebensgemäldes seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, die aus vollster innerer Überzeugung erfolgt war³. Er kannte nur „einen Schafstall und eine Herde“, die vom Nachfolger Petri gehütet wird. Das sagte er auch manchmal recht offen, obwohl er keineswegs persönlich intolerant war und wohl wußte, daß alle, die richtig getauft sind — auch unsere protestantischen Verwandten — durch die Taufe zur Kirche Christi gehören. Aber er war nichts weniger als verwaschen „allgemein christlich“ im modernistischen Sinne. Und er scheute sich auch nicht, seine Ansichten gewissen liberalen Katholiken gegenüber, deren es damals schon in Meran nicht wenige gab, rückhaltlos auszusprechen. Offenherzigkeit — vielleicht zu große Offenherzigkeit — war der Grundzug seines christlichen Charakters. Diplomat war er nicht, und die Kniffe der Diplomatie, nämlich der gesellschaftlichen Diplomatie, die anders spricht als sie denkt, verachtete er grundsätzlich. Ja, er haßte sie von Herzen, diese verlogene Diplomatie der sog. feinen Gesellschaft, von der schon Basilius der Große, der sie zu Athen kennenlernte, mit bitterem Hohn bemerkte, daß für sie die Worte nur dazu da seien, um den Sinn zu verschleiern. Diese Diplomatie und all ihre Künste haßte er gründlich. Aber eben deshalb stieß er auch nicht selten an und stand im gesellschaftlichen Verkehr — außer mit ebenso echten Katholiken wie er war — schließlich ziemlich isoliert da. Das kümmerte ihn aber nicht. Er ging als katholischer Mann ruhig seines Weges. Und er ging auch alljährlich mit der Ehrenwache hinter dem Allerheiligsten bei der öffentlichen Fronleichnamsprozession. Das rechnete er sich zur hohen Ehre an. Er kümmerte sich auch nicht darum, daß sein damals zwölf- oder dreizehnjähriger Sproß Erich, der bereits ein wenig modernistische Aufklärung am Gymnasium sich angeeignet hatte, sich darüber mißfällig äußerte. Mein Vater kümmerte sich nicht um das naseweise Urteil seines Jungen; aber es bekümmerte ihn. Er mußte zu seinem Schmerze erfahren, daß sein eigener ungeratener Sohn seines Vaters sich schämte. Und das tat ihm herzlich weh. Ob nun der Spott meiner Kameraden über die Frömmigkeit meines Vaters es war, was mich zu diesem Benehmen gegenüber meinem Vater verführte, oder erstlich — um in modern deszendenztheoretischer Sprache zu reden — einige „rein evangelische Chromosomen“, die in den Zellkernen meiner grauen Hirnrinde durch Vererbung stecken geblieben waren, das wage ich heute nicht mehr zu entscheiden.

Der Grundzug der christlichen Demut im Charakter meines Vaters trat übrigens nicht erst in seinen späteren katholischen Lebensjahren zu Tage. Er gab ihm bereits den psychologischen Anstoß zur Abkehr von der Reformationslehre Luthers. In seiner Autobiographie erzählt er darüber selber: „Mir schien es nach der Regel des Reformators, selbst zu forschen und zu prüfen, vor allen Dingen heilige Pflicht, dessen Geist und insbesondere dessen eigenes Leben genauer kennen zu lernen, zumal ich aus den

³ Gegen die freierfundene Insinuation, als ob die äußere Schönheit der katholischen Kirche ihn ohne innere Überzeugung zur Konversion bewogen habe, die in einer Besprechung seiner Autobiographie von gewisser Seite geäußert wurde, muß ich zur Ehrenerstattung meines Vaters entschiedene Verwahrung einlegen.

katholischen Legenden, die ich gelesen, gelernt hatte, ein heiliges Leben als notwendige Bedingung vorzusetzen. Also erbat ich mir von der Gesandtschaftsbibliothek des Kapitols etliche Werke Luthers, um sie durchzulesen. War es aber, daß ich zerstreut las, hin- und herblätterte oder sonst was dazwischenkam, ich legte sie, ohne zu einem Resultat zu gelangen, wieder beiseite. Da besann ich mich, daß in meiner eigenen Bibel, die ich soviel hundertmal gelesen, eine Vorrede dieses merkwürdigen Mannes zu den Briefen Pauli an die Römer stand, die ich immer überschlagen hatte; nun las ich sie zum ersten Male mit großer Aufmerksamkeit Wort für Wort durch, und ich gestehe, nicht mit Erbauung, sondern mit Entrüstung. Es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Wie! sagte ich zu mir, dieser Mann wagt es, aus eigener Vollmacht über Rom, Konzilien und Kirchenväter sich zu erheben und seine Lehre und Erklärung als unfehlbar anzupreisen, und das ohne allen Beweis! Die „sola fides“ hatte mir eingeleuchtet, aber hier an der Quelle, mit göttlicher Klarheit hervorgesprudelt, ward sie mir, da ich durch die Antike auf eine große Harmonie hingeführt war, so unendlich, daß ich urteilte: ein so aller Demutbarer Mensch könne unmöglich Religionsstifter sein.“

Nach seiner Rückkehr zur katholischen Kirche hielt mein Vater in folgerichtiger Konsequenz das kirchliche Autoritätsprinzip auch praktisch hoch durch Beobachtung der Kirchengebote. Daß er einmal in der ersten Zeit nach seiner Konversion an einem Fasttage, an den er beim Bestellen des Essens gar nicht gedacht hatte, das Abstinenzgebot übertrat und auch seine Gäste dazu überredete, galt ihm später als ein schwerer Fehler, dessen er sich in seiner Autobiographie offen anklagte.

Bis zu meinem zehnten Lebensjahre wohnten wir in meinem Geburtshause gegenüber der Kapuzinerkirche am Vintschgauer Tor auf dem Rennweg. Dort fiel ich auch als zweijähriges Kind aus dem Fenster des zweiten Stockes auf das Straßenpflaster. Das entschuldigt und erklärt vielleicht einigermaßen mein späteres unschönes Benehmen gegen meinen Vater. Im Jahre 1868 oder 1869 zogen wir in ein anderes Haus in der Klosterstraße. Es war ein Teil eines großen, unter Joseph II. aufgehobenen Klarissenklosters. Mein Zimmerchen, das ich in den Studentenjahren am Meraner Benediktinergymnasium bewohnte, war gewölbt wie ein Kirchlein; denn es war ein Abschnitt des Kreuzganges, der um den alten Klosterhof führte. Dort sollte es in der Nacht manchmal nicht geheuer sein. Auch im großen Garten, dem ehemaligen Klostergarten, nicht. So sagten wenigstens einige alte Jungfern. Mein Vater aber und ich, wir lachten sie aus. Denn zur Gespensterfurcht waren wir beide ebensowenig veranlagt wie zu einer krankhaften Mystik, und meine Mutter ebenfalls nicht. Ich kam denn auch, zum Gaudium meiner Eltern und zur Beschämung der Gespenstergläubigen, bald hinter den vorgeblichen Spuk. Um Mitternacht sollte allnächtlich ein Geisterwagen rasselnd durch Klosterhof und Garten fahren. Den hätte ich zu gerne gesehen. Ich blieb also einmal auf und sah da zwar keinen Geisterwagen, aber ich hörte ihn und erkannte ihn auch sogleich an seinem eigentümlichen Rasseln: es war die hölzerne Klapper, welche die frommen Kapuzinerpatres zur Mitternachtsmette in

den Chor rief! Denn der große Garten unseres Hauses war nur durch einen zweiten Garten von dem dritten Parallelgarten getrennt, der zum Kapuzinerkloster gehörte.

In früheren Jahren, als er noch gesunder war, hatte mein Vater nicht selten mit übersprudelndem Geisteshumor, der häufig wie scharfer Sarkasmus klang, ohne es zu sein, die Fehler und Schwächen seiner Mitmenschen gegeißelt, namentlich jener, die sich auf vermeintliche Vorzüge viel einbildeten. Das wurde ihm sehr oft übelgenommen von solchen, die sich getroffen fühlten und ihm geistig nicht ebenbürtig waren. Es ging ihm da gerade so wie Clemens Brentano, der als Dichter eine ähnliche unmittelbar auffassende und schonungslos naturgetreu zeichnende Künstlernatur war wie mein Vater als Maler. Dieses Übersprudeln der genialen Konzeption, das oft unzeitig auf die Zunge sich übertrug, wurde meinem Vater von solchen, die ihn nicht näher kannten, manchmal als Stolz gedeutet. Aber es war nichts weniger als das. Aus einem unbewachten Gefühl der geistigen Überlegenheit über manchen seiner Mitmenschen mochte es wohl instinktiv hervorgehen. Bewußt hat sich mein guter Vater — wenigstens solange ich ihn kannte — niemals über andere stolz erhoben gedünkt. Obwohl Kinder gerade für diese Schwäche ihrer Eltern bekannterweise eine feine Beobachtungsgabe und leider auch einen starken Nachahmungstrieb besitzen, ist mir nie etwas wie Stolz an meinem Vater aufgefallen. Im Gegenteil. Er hatte den gerade entgegengesetzten Fehler, zu große Bescheidenheit. Selbstbewußter Dünkel war ihm sozusagen eine psychologische Unmöglichkeit. Dafür war er zu gescheit; denn Dünkel ist nur eine Untugend beschränkter Geister. Es fiel ihm gar nicht bei, von sich und seinen künstlerischen Leistungen irgendwie hoch zu denken. Und noch viel weniger, bei der Welt Anerkennung dafür zu suchen. Das war wohl neben seiner „klerikalen Färbung“ ein Hauptpunkt, weshalb die Bedeutung meines Vaters für die Entwicklung der modernen Porträt- und Genremalerei erst zehn Jahre nach seinem Tode von einem findigen Norweger ausgegraben werden mußte, der bei einem kunsthistorischen Spaziergang zufällig auf diese gestoßen war.

Geistige Eigenschaften im engeren Sinne sind bekanntlich nicht erblich. Das sagen ja auch wir Entwicklungstheoretiker. Professor Bernhard Rawitz hat im Biologischen Zentralblatt 1904 eine eigene Abhandlung geschrieben über die „Unmöglichkeit der Vererbung geistiger Eigenschaften beim Menschen“, obgleich er auf extrem deszendenztheoretischem Standpunkt steht. Diese Lücke in unserem Vererbungssystem kann manchmal empfindlich und selbst verhängnisvoll werden. Das wurde sie im vorliegenden Falle für den einzigen Sohn meines Vaters, sowie auch für die praktische Pädagogik, die ihm zuteil ward.

Die Bescheidenheit meines Vaters hatte ich nämlich nicht geerbt. Und seine Bescheidenheit hinderte ihn daran, gegenüber einem „echt modernen Jungen“, dem die Unbotmäßigkeit in den Knochen stak, rechtzeitig seine väterliche Autorität energisch geltend zu machen. Ich bekam infolgedessen in der noch mechanisch eindrucksfähigen Kinderzeit viel zu wenig Prügel für meine Untaten. Und die wenigen, die ich erhielt, bezog ich gewöhn-

lich von mütterlicher Seite, die die „iustitia“ als „fundamentum regnorum“ in unserem kleinen Staatswesen repräsentierte. Die Mutter war zu den Kindern nicht weniger lieb als der Vater; aber sie war dabei weit energischer und strenger gegen uns, wo es zu unserem Besten gereichte. Merkwürdigerweise hatte ich sie trotzdem oder gerade deshalb viel lieber als meinen allzuguten Vater. Das Prinzip der Autorität, das sich hier in der Mutter verkörperte, imponierte mir instinktiv und erhöhte durch meine Achtung auch meine Liebe für sie. Im alleräußersten Notfall wurde gegen den „bösen Erich“ eine gemeinschaftliche Exekutive unter Leitung der mütterlichen Gewalt beschlossen. Dem Vater fiel dabei — soweit ich mich erinnern kann — meist die Rolle zu, den Deliquenten zu halten, während die schlagende Rolle von der lieben Mutterhand übernommen wurde. Im umgekehrten Falle wären nämlich die Schläge viel zu gelinde ausgefallen.

Ganz charakteristisch für die Bescheidenheit meines Vaters und zugleich auch für die Sorge, die er für das Wohl seiner Kinder hatte, ist, daß er uns durchaus verhindern wollte, Künstler zu werden. Als ich in meinen Kinderjahren Neigung zum Zeichnen und Malen zeigte, wollte er mir nicht bloß keinen Unterricht geben, sondern sagte einfach: „Junge, werde mir kein Maler! Die Maler sind alle Lumpen.“ Er wußte nur zu gut, daß vielfach eine sittliche Dekadenz in der modernen Malerjugend herrschte. So in München, wo nach dem Abgang von Cornelius eine bedenkliche Schlüpfirigkeit obenauf kam, über die mein Vater 1868 oder 1869, also wenige Jahre nach dem ersten Auftreten und der ersten gewaltsamen Unterdrückung meiner Malerkunst, die Worte schrieb⁴: „Ich bitte Gott, meine Kinder vor dem Eintritt in den entweihten Tempel der Kunst zu bewahren.“ Da kann man es ihm nicht verargen, wenn er dieselbe Bitte in pädagogisch abgerundeter Form an seinen eigenen Sohn richtete. Zum Glück hatte er damals nicht gewußt, daß sein Junge später ein „moderner Naturforscher“ und gar ein moderner „Zoologe“ werden würde. Denn wir Zoologen haben leider keinen Grund, den Malern das Dichterwort zuzurufen: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen!“

Übrigens war mein Vater, wie in seiner Autobiographie zu lesen ist, anfangs Mediziner — also ein angehender „Kollege“ der Naturforscher, und ging erst aus Gesundheitsrücksichten zur Künstlerlaufbahn über, die seiner Neigung auch weit mehr zusagte. Mir ging es umgekehrt. Ich machte zuerst in Malerei. Und die zarte Rücksicht auf die Gesundheit meiner impressionistischen Rückseite führte mich dann glücklich zur Beschäftigung mit der Zoologie.

Von der Malerlaufbahn hat mich nämlich ein folgenschweres Ereignis abgeschreckt: mein erster mißglückter Versuch, ein Bild meines seligen Vaters auf eigene Faust zu vollenden. Das väterliche Atelier war damals für uns kleine Kinder ein Heiligtum, das wir nicht betreten durften; teils um den Vater nicht zu stören, worauf die Mutter strenge hielt, teils auch um kein Unheil anzurichten unter den schönen, auf der Palette bereitstehenden Farben. Aber wie zu Adams und Evas Zeiten, so ist auch heute noch der verbotene Apfel am Baume der Erkenntnis oft genug das

⁴ Bei Pfülf S. 142.

lockendste Objekt unserer Sehnsucht. Als ich vier oder fünf Jahre alt war, hegte ich bereits den sehnlichen Wunsch, einmal in das Atelier meines Vaters einzudringen, um dort meinem Kunstgenie freien Lauf zu lassen. Wegen des gefühlvollen Nachspiels, das dieser Vorfall hatte, ist er mir wahrscheinlich so gut in der Erinnerung geblieben, wenn ich dadurch auch nicht wesentlich klüger geworden bin, wenigstens auf analogen Gebieten.

Es war eines Abends im Sommer 1864, wo es noch lange hell war. Meine Eltern hatten einen Besuch bei einer befreundeten Familie, beim Obersten Wiedemann, gemacht. Meine um zwei Jahre ältere Schwester Elisabeth — die niemals Versuchung zu derartigen Streichen hatte — und der fünfjährige Erich waren allein zu Hause geblieben und erhielten von der Kindermagd, der guten alten „Moidl“ das „Mus“ (aus der Pfanne), in dem die Krusten uns immer am besten schmeckten. Und dann wurden wir zu Bett gebracht. Als die Luft rein war, erhob ich mich leise und schlich mich in das Atelier. Dort stand gerade eine Leinwand aufgespannt, auf der mein Vater ein neues, großes Altarbild angefangen hatte. Auf dem Tisch neben der Staffelei lagen die Paletten mit den schon für den folgenden Morgen bereiteten Farbentuben. Also, ich nahm den ersten besten Pinsel und begann nach meiner jugendlichen Phantasie kühn drauflos zu malen. Was dabei herauskam, weiß ich nicht mehr, habe es auch später nicht zu sehen bekommen. Nach der Bezahlung, die ich dafür erhielt, muß es jedenfalls etwas besonders Wertvolles gewesen sein. Als ich fertig zu sein glaubte, schlich ich ebenso still wieder in die Kinderstube zurück und legte mich definitiv zur Ruhe, in dem erhobenen Bewußtsein, ein großes Kunstgenie zu sein. Ich schlief auch bald ein. Aber — plötzlich wurde ich durch ungewohnte Eindrücke wieder wach, als es schon ganz dunkel war. Ich lag mit dem impressionablen Pole nach oben und erhielt die blanke Bezahlung in barer Münze für mein neues Kunstwerk. Quittiert wurde natürlich sehr prompt und lebhaft. Ich glaube fest, es war die süße Mutterhand, die mir dieses Honorar verabreichte. Daß mein Vater mir damals oder später auch nur ein Wort des Vorwurfes gesagt hätte über den dummen Streich, den ich ihm gespielt, ist mir nicht in Erinnerung.

Ogleich ich nach dieser handgreiflichen Unterschätzung meiner künstlerischen Begabung nicht mehr „Maler“ werden wollte, so erlaubte mein Vater mir doch, Schmetterlinge zu zeichnen und zu malen. Aber ich mußte es auf eigene Faust probieren; denn er wollte mir dabei nicht helfen. Wie glücklich war ich, als ich mit sieben Jahren einen schönen farbigen Bilderbogen mit Schmetterlingen in einem Schaufenster erblickte und meine Mutter mir ihn kaufte! Ameisen und deren Gäste malte ich damals noch nicht; die waren nicht groß und nicht schön genug, um meine kindliche Zuneigung zu fesseln. Und ich wußte ja auch noch nichts von den hochinteressanten biologischen Problemen, die in der Ameisenwelt verborgen waren. Denn erst im Jahre 1886 kam es einer fürwitzigen schwarzgrauen Emse in den Sinn, in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (XXI, 4) unter dem Titel „Aus dem Leben einer Ameise“ ihre eigene Biographie zu schreiben, die seither zum Gaudium der kleinen Quartaner sogar in das deutsche Lesebuch von Buschmann übergegangen ist. Und erst 1897 beschrieb die

hochmütige und spitzbübische Lomechusa ihr eigenes Gaunerleben in Form einer „Selbstbiographie“ (in der nämlichen Zeitschrift LII, 1).

Trotz meines ersten Fiaskos in der Malerei verwandte mich mein Vater damals wiederholt als Kunstkritiker. Abermals im Zeichen seiner Bescheidenheit. Ich erinnere mich noch, daß er vor der Vollendung seines Bildes mit der Darstellung des auf dem Meere wandernden heiligen Petrus mich herbeirief und mich fragte, was mir an dem Bilde nicht gefalle. Ich gab ihm darüber Bescheid in meinem jugendlichen Unverstand. Und er befolgte meinen Rat sogar, wie er mir selber nachher sagte.

Mein Vater hatte nichts dagegen, daß ich in der Volksschule am Zeichenunterricht teilnahm. Die Fertigkeit im Zeichnen von Insekten, die ich mir früh durch Übung aneignete, kam mir später sehr zustatten. Ohne auch nur die Gesetze der Perspektive und der Schattierungsplastik theoretisch zu kennen, zeichnete ich vom Jahre 1885 an für meine wissenschaftlichen Arbeiten ziemlich große Tafeln, die dann lithographisch reproduziert wurden. Sie gerieten von Jahr zu Jahr besser, so daß ich die allmähliche Vervollkommnung meiner Autodidaktik auf diesem Gebiet bis zum Jahre 1904 verfolgen konnte. Von 1901 an habe ich mich allerdings zur Herstellung der Abbildungen für wissenschaftliche Publikationen ebenso wie für Lichtbildervorträge hauptsächlich der Mikrophotographie zugewandt. Auch hier kam mir die künstlerische Auffassung der Formen beim Einstellen des Bildes wie beim Entwickeln und Kopieren sehr zugute. Das habe ich indirekt alles meinem Vater zu verdanken, von dessen künstlerischer Anlage doch wenigstens ein kleines Stück in mir stak. Deshalb ist auch die gegenwärtig erreichte relativ hohe Vollkommenheit der Insekten-Mikrophotographie, die durch mich namentlich in den zoologischen und entomologischen Zeitschriften Deutschlands Eingang fand, auf die Rechnung meines Vaters zu setzen.

Mein Vater hatte noch kurz vor seinem 1886 erfolgten Tode meine erste Insektentafel vor dem Druck zur Ansicht erhalten und für recht gut befunden. Jetzt sagte er nicht mehr: „Junge, werde mir kein Maler.“ Denn die Gefahren der „künstlerischen Laufbahn“ waren hier ausgeschlossen. Noch in einem seiner letzten Briefe an mich äußerte er seine Freude über diese Käferzeichnungen. Auch machte er mich darauf aufmerksam, daß sein jüngerer Bruder, ein Arzt, der als Opfer seines Berufes gestorben war, im Jahre 1846 in den „Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, herausgegeben vom naturwissenschaftlichen Verein zu Hamburg“ (Bd. I, S. 131—162) hübsche Beiträge zur Anatomie der Spinnen geschrieben habe, die von guten Zeichnungen begleitet waren.

Die unmittelbare Naturwahrheit in der Auffassung der Formen und der Farben und des ganzen Stimmungsbildes war ein Hauptgrundzug und Hauptvorzug in der Porträt- und Genremalerei meines seligen Vaters. Das wurde auch gelegentlich der Jahrhundertausstellung zu Berlin 1906 in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ (Mai 1906, 8. Heft) an den Bildern meines Vaters besonders hervorgehoben. Ebenso wieder gelegentlich der Ausstellung der Bilder Wasmanns durch Grönvold in der Berliner Nationalgalerie 1912. Dieses väterliche Erbstück war von hohem Werte für sei-

nen Sohn. Genau dieselben Vorzüge der unmittelbaren Naturwahrheit in der Auffassung der Formen und der Beobachtungstatsachen und des ganzen biologischen und psychologischen Stimmungsbildes ist es ja, was meinen Arbeiten in den Kreisen der deutschen Zoologen besondere Anerkennung verschaffte. Einer meiner Kritiker, Dr. Karl Escherich, glaubte gelegentlich meiner Kontroverse mit Albrecht Bethe über die „Psychischen Fähigkeiten der Ameisen“ (1. Auf. 1899) sein Urteil über unsere beiderseitige Arbeitsmethode in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 100 vom 2. Mai 1899) nicht besser ausdrücken zu können als dadurch, daß er sagte: „Beide stehen in dieser Beziehung einander gegenüber, etwa wie der spanische Miniatur- und Spitzenmaler und der moderne Sezessionist. Der erstere hat alles bis ins kleinste richtig und exakt gemalt, es ist ihm keine Unrichtigkeit nachzuweisen; der letztere versucht durch einige große Striche, durch einen bestechenden, leuchtenden Farbenton über manche Schwierigkeiten und Mängel hinwegzukommen oder wenigstens das Publikum zu gewinnen.“ — Nun, da will ich doch lieber ein gewissenhafter, antiker Miniaturmaler heißen als ein genialer moderner „Impressionist“. Den Dank aber für diesen mir sehr ehrenvollen Vergleich, den Escherich zwischen mir und Bethe gezogen, schulde ich zweifellos meinem Vater, nicht mir selber und auch nicht dem Herrn Rezensenten, der mir im übrigen nicht besonders grün war. Und wenn ein bedeutend günstiger gesinnter Kritiker, Dr. Max Ettlinger, die zweite Auflage meiner nämlichen „Psychischen Fähigkeiten der Ameisen“ (Stuttgart 1909) sogar „ein tierpsychologisches Meisterwerk“ nannte, so mag er ja seine Leser damit „in den April geschickt“ haben. Aber im Namen meines Vaters danke ich ihm hiermit dennoch für diese glückliche Täuschung seiner selbst und seines Publikums.

(Fortsetzung folgt.)

Kulturbericht

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Gegenüber der sittlichen Seite brennender Fragen der internationalen Politik legen sich die katholischen Moralisten meistens eine begreifliche Zurückhaltung auf. Selbst wenn sie sich über die allgemeinen Grundsätze klar geworden sind, bleibt die Anwendung auf die gegebenen Verhältnisse wegen der Schwierigkeit einer richtigen Erkenntnis der äußerst verschlungenen Zusammenhänge des heutigen Staatslebens gewöhnlich recht unsicher. Andererseits darf gerade in einer Zeit, wo jedermann irgendwie die politische Richtung seines Landes mitbestimmt, der Moralthologe weniger als je darauf verzichten, zur sittlichen Klärung der öffentlichen Meinung beizutragen.

Daher wird man es verstehen und begrüßen, daß führende katholische Theologen aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz nach mehrmaligen Beratungen über die Erlaubtheit eines heutigen Krieges ein Gutachten verfaßt haben, dessen Weiterleitung nach Rom Bischof